

## **Lothar Eder hat Recht!**

*Jürgen Hargens, Meyn*

Und ich auch! Und nun? Vielleicht ein Bob Dylan-Zitat: „You're right from your side, I'm right from mine. We're both just one too many mornings an' a thousand miles behind.“

Ich danke Lothar Eder für seine Anmerkungen, denn das bringt mich immer wieder dazu, über Gesagtes, Geschriebenes und anderes nachzudenken. Und das möchte ich nutzen - um einige meiner Gedanken offen zu legen. Ich werde es so machen, dass ich Eders Text wiedergebe und einige meiner Reflexionen hineinschreibe. Das ist für mich am einfachsten.

Zu meiner Absicht bzw. zu meinen Voraussetzungen: es geht mir nicht darum, herauszuarbeiten, was richtig (oder gar wahr) ist, sondern es geht mir einfach darum, auf Unterschiede aufmerksam zu machen - Unterschiede, die auf den Unterschied von *Epistemologie* und *Ontologie* verweisen, so wie ich es bei Bateson verstanden habe. Epistemologie bezieht sich darauf, wie wir erkennen oder wissen, wie wir wissen. Ontologie bezieht sich darauf, gültige (richtige) Aussagen und Beschreibungen zu liefern.

Im Einzelnen:

### **Vom rechten Maß beim Kirschenessen und warum auch für Systemiker Träume vom Fallen angstbesetzt sind**

Hier könnte ich bereits fragen, wer denn das „rechte Maß“ festsetzt - zumal Appetit und Verträglichkeit nach meinen Beobachtungen durchaus bei verschiedenen Menschen unterschiedlich zu sein scheinen.

*Lothar Eder, Mannheim*

Es ist nicht leicht, auf Jürgen Hargens Erwiderung auf meine Erwiderung im Rahmen der sogenannten Lehrbuchdebatte zu antworten, weil er sich darin mit den zentralen Thesen meines Beitrages überhaupt nicht beschäftigt.

Möglicherweise habe ich ganz andere „zentrale Thesen“ wahrgenommen als Eder - insofern, denke ich, beschreibt Eder eher ein Stück seines Erlebens: er hätte es, so verstehe ich es (so nehme ich es wahr), gerne gesehen, wenn ich auf die zentralen Thesen eingegangen wäre. Bin ich auch - allerdings auf die für mich zentralen Thesen. Insofern haben wir beide Recht.

Es ging mir auch nicht um eine persönliche Auseinandersetzung, das habe ich erwähnt. Vielmehr schien mir Hargens Beitrag beispielhaft für einige systemische Mainstream-Positionen.

Mir ist nicht klar, wofür mein Beitrag beispielhaft sein soll, denn ich selber sehe mich durchaus NICHT in einer Mainstream-Position.

Meinen Beitrag habe ich während eines Auslandsaufenthaltes verfaßt und – aus welchem Grund auch immer – den Hargensschen Text als einzigen Kritikerbeitrag eingepackt, wohl, weil er mir eben beispielhaft schien.

Eine meiner Thesen war ja, daß *Krankheit* eigentlich ein guter Begriff (*Be-Griff!*) ist, weil er Wurzeln hat, die unmittelbar aus der Erfahrung kommen (zur Erinnerung: der Wortursprung *kranc* hat etwas zu tun mit "gebogen, gebeugt sein" bzw. sich so fühlen).

Da stimme ich zu - wobei ich allerdings glaube (denn ich weiß es nicht), dass *Erfahrung* letztlich nichts sein kann, was aus sich selbst heraus existiert, sondern Erfahrung, so meine Überzeugung, kann dann wirksam und/oder erkennbar werden, wenn sie „zur Verfügung steht“ und das kann im Miteinander immer nur über Sprache (als eine Form der Interaktion) erfol-

gen. Das ist für mich eine der zentralen Ideen des radikalen Konstruktivismus - dass wir zu den verschiedensten Bereichen des Lebens nie direkten und unmittelbaren Zugang erlangen, sondern dieser immer über Sinneswahrnehmungen „vermittelt“ bleibt, wir mithin nie „das Ding an sich“ „erleben“, sondern immer nur „unser Bild“ (meine Konstruktion) davon. Und sobald ich daran gehe, diese „Erfahrung“ zu vermitteln, mich darauf zu beziehen oder in die Interaktion mit anderen einzubinden, verändere ich den Bereich - indem ich das Ganze „versprachliche“. Insofern ist „Erfahrung“ das eine und zugänglich (oder: erfahrbar) eben nur - wie ich glaube - über Sprache. Anders gesagt - mein Zugang zu meiner Erfahrung ist auch indirekt.

Ebenso verhält es sich mit der *Angst* (*angustiae*, i.e. "Enge") und eben auch mit der *Depression*, die Hargens als sein Lieblingsbeispiel einführt. Eben genau hier bei der Depression greift einmal mehr die metaphernanalytische These des *Embodiment*: Die *Depression* hat eine körperliche Erfahrungswurzel und ist demnach, wie die *Angst* und die *Krankheit*, nicht lediglich "sozial konstruiert", wie der systemische Mainstream nicht müde wird zu betonen.

Ich kenne niemanden, der behauptet, es gebe keine „körperliche Erfahrungswurzel“. Nur - auch dies sind in meinen Augen Beschreibungen, Versprachlichungen und keine Wahrheiten. Die Bedeutungen, die diesen Wurzeln zugeschrieben werden, erfolgen dann, so glaube ich, im sozialen Aushandeln, denn sie sind meines Erachtens nie für „immer und ewig“ festgeschrieben, auch kein „Wesensmerkmal“ der Wurzel, sondern Zuschreibungen (Etiketten) die sich im Laufe der Zeit verändern können. Körper und Bedeutungen ändern sich - und mit diesen Änderungen verändern sich meist auch Erfahrungswelten. Der erfolgreiche Unternehmer, der mit Millionen an der Börse spekuliert, gilt sozial eben nicht als „spielsüchtig“.

Und der Homosexuelle ist nach der Revision der diagnostischen Kriterien „schlagartig gesund“.

Insofern, glaube ich, dass keine feststehenden Bedeutungen existieren, sondern dass diese ausgehandelt werden und somit veränderbar bleiben. Da spielen dann immer auch die Konstruktionen sozialer Wirklichkeiten mit hinein - und auch die ändern sich.

Die Depression ist wörtlich eine "Nieder-Drückung" oder eine "Be-Drückung", demnach körperliche Erfahrung, die in ein Wort geflossen, anders ausgedrückt: *body in the mind* ist und eben nicht: *mind in the body*. Die *Depression* ist ein französisches Lehnwort (*déprimer* von lat. "deprimere", was "niederdrücken" bedeutet). Die Depression ist also eine "Niederdrückung", die tatsächlich dem Empfinden desjenigen, der sich "depressiv" (also nieder-gedrückt) fühlt entspricht. Es gibt also für *Angst* kaum ein besseres Wort als "Angst" und für *Depression* kaum ein besseres als "Depression". Daß diese Begriffe verdichten und verallgemeinern, daß jemand, der "depressiv" "ist" in seiner Erzählung über sein Befinden weitere paraphrasierende und kontextualisierende Wörter und Sätze verwendet, habe ich weder bestritten noch widerspricht dies meiner Grundthese.

Eder bezieht sich auf Begrifflichkeiten. Wunderbar. Nur - die Bedeutung solcher Begrifflichkeiten im (auch körperlichen) Erleben kann für jeden ziemlich unterschiedlich sein. Insofern, denke ich, könnte der Versuch, vereinheitlichende Begriffe zu finden und ihnen eine eher allgemeine Bedeutung zuzuschreiben, gerade das individuelle Erleben entwerten.

Um auf Depression zurückzukommen - ich könnte auch von besonders empfindsamen, sich selber gegenüber ehrlichen Menschen sprechen, die im „wahrsten“ Sinne des Wortes „mitteilen“ können.

Insofern, denke ich, hat die Wahl der Begriffe durchaus immer auch wertenden (politischen) Charakter.

Hargens schreibt, Metaphern seien Erzählungen. Das ist nach meiner Kenntnis und Auffassung der Metapherntheorie nicht richtig. Die Metapher verhält sich zur Erzählung wie der Brühwürfel zur Suppe. Dieses Bild ist natürlich schief, denn eine Metapher ist aussagekräftig und "genießbar", während ein Brühwürfel dies nicht ist. Gemeinsam aber ist beiden der hohe

Grad an Verdichtung. Die Erzählung erzählt, sie ist explizit, geht in die Breite oder sie stockt und ist unvollständig, die Metapher ist maximale Verdichtung von größtenteils unausgesprochener, impliziter Bedeutung, eine "Aristotelische Maschine", wie Umberto Eco einmal schrieb.

Es könnte allerdings sein, dass es durchaus Menschen gibt, die den Brühwürfel der Suppe vorziehen. Oder, um auf ein Beispiel der Logik zurückzukommen, dass ich bei Heinz von Foerster gefunden habe:

Alle Menschen sind sterblich. Sokrates ist ein Mensch. Also ist Sokrates sterblich.

von Foerster verweist darauf, dass die erste „These“ so nicht stimmen kann, denn alles, was seiner Meinung nach gesagt werden kann, ist, dass alle Menschen, die bisher gelebt haben, gestorben sind. Daraus lässt sich nicht sicher (oder wahr) ableiten, dass das immer so bleiben wird.

Insofern - und das habe ich daraus für mich gelernt - scheint es hilfreich, die eigenen Voraussetzungen oder Vorannahmen deutlich(er) zu machen. Um beim Wort-Spielen zu bleiben: eine Voraussetzung ist immer eine Setzung im voraus und meist eine, die nicht weiter hinterfragt wird. Von daher auch nicht angezweifelt wird - und somit den Anschein des Stimmens erwecken kann.

Darüber hinaus teile ich die Idee von Jay Efran, dass Menschen GeschichtenerzählerInnen sind und zu den Geschichten werden, die sie erzählen. Und zum Erzählen gehören Worte, Metaphern etc. Da bin ich vielleicht ein wenig zu großzügig oder oberflächlich. Aber das ist mein Glaube - und keine Wahrheit.

Die Haupttrennlinie zwischen Jürgen Hargens und meiner Position scheint mir bei

Mir gefällt das Bild von der Trennlinie (Grenze wäre vielleicht ähnlich passend) - denn Trennlinien und/oder Grenzen bezeichnen nicht einfach nur unterscheidbare, von einander getrennte Teile, sondern stellen zugleich immer auch die (manchmal sogar einzige) Verbindungslinie der von einander getrennten Bereiche dar.

den Voraussetzungen von Konstruktionsprozessen zu verlaufen. Der Konstruktivismus hat aus meiner Sicht in weiten Teilen seiner Rezeption mittlerweile einen eigenen Schöpfungsmythos geschaffen, nämlich denjenigen der *Voraussetzungslosigkeit* und denjenigen der *Beliebigkeit*. Wirklichkeit ist, so klingt es für mich häufig, ein voraussetzungsloses Ergebnis eines v.a. sozial determinierten Konstruktionsprozesses.

An diesem Punkt unterscheide ich mich von dem, was Eder schreibt, sehr deutlich. Ich glaube weder an Voraussetzungslosigkeit noch an Beliebigkeit. Dies, so meine (versprachlichte) Erfahrung, scheint oft mit Konstruktivismus gleich gesetzt oder ihm „angelastet“ zu werden. Um es zu wiederholen:

Als radikaler Konstruktivist sage ich nicht mehr und nicht weniger, als dass ich keinen direkten Zugang zu jedweder Wirklichkeit habe. Dieser Zugang wird mir durch meine Sinneswahrnehmungen ermöglicht. Ob es eine Wirklichkeit gibt oder nicht, ist nicht die Frage. Die Frage lautet, inwieweit die Konstruktionen, die ich mir aufgrund meiner Wahrnehmungen (er-)schaffe, nützlich und hilfreich sind, mein Überleben zu gewährleisten. Manchmal erweisen sich Konstruktionen als wenig passend.

Dazu zwei Beispiele:

Eine Konstruktion, Hauswände aus Stein (Beschreibung von Erfahrungen) einfach durchwandern zu können, hat sich - in Begriffen von von Glasersfeld - als nicht viabel erwiesen. Also: „weg damit“ - mit der Konstruktion, nicht mit den Hauswänden. Damit weiß ich, wie die von mir wahrgenommenen Hauswände NICHT sind.

Die Konstruktion: „alles gehört mir“ dürfte sich in einer Gesellschaft wie der BRD als wenig viabel erweisen - es sei denn, ich wäre mit den Konsequenzen (Verurteilungen wegen Eigentumsdelikte) einverstanden.

Insofern respektieren auch radikale Konstruktivisten Grenzen des Konstruierens: die eine wird ihnen auferlegt von der sie umgebenden (aber prinzipiell nicht zu erkennenden) Umgebung, die andere von der sozialen Realität (Gesellschaft), in der sie leben.

Beides beruht auf Voraussetzungen und nicht auf Beliebigkeit. „Glaub' ich“, wie der Konstruktivist Hägar so unnachahmlich feststellt, als er seine absolute Gewissheit verkündete, dass die Erde flach sei.

Und dieses „glaub' ich“ ist das, was ich mir immer stärker zu eigen mache - anderes zu respektieren. Nicht unbedingt zu akzeptieren.

Was darin mitschwingt, ist meine Überzeugung der Ungewissheit - des Zweifelns. Zweifel ist für mich verbunden mit „in Frage stellen“, also etwas „frag würdig“ machen, des Fragens für würdig befinden.

Um auf die therapeutische Praxis zu kommen:

Nicht zu schnell verstehen.  
Nicht zu glauben, ich weiß.

Positiv formuliert:

Andersartiges nachzufragen und neugierig zu bleiben.  
Bereit zu sein, dazu zu lernen und eigene Gewissheiten zu hinterfragen.

Dazu gehören im Extrem auch die Gesundheit und das Geschlecht, wie der *Gender Mainstream* uns glauben machen will. Es wird dabei ausgeblendet, und im *Gender Mainstream* geschieht dies in deutlich ideologischer Manier, daß Menschen sich nicht voraussetzungslos in diesem Dasein bewegen, daß sie gebunden sind an Bedingungen und sich nicht beliebig ständig neu erfinden können (was nicht heißt, daß man die eigene Veränderung nicht auch selbst in der Hand hätte). Dem entspricht, daß die spätmoderne westliche Kultur sich über natürliche Lebensrhythmen hinwegsetzt, sowohl in den Arbeitsabläufen als auch bei den regenerativ-nährenden Prozessen wie physische Nahrung, Ruhen, Liebe und Pflege. Nicht umsonst sagen traditionell (daoistisch) orientierte Chinesen, wir "Westler" hätten "volle Herzen und leere Nieren", will sagen: eine emotional-mentale Überfunktion und einen Mangel an Lebenskraft.

Als Konstruktivist kann ich das sehr respektieren, denn es ist einer von vielen Blicken (Perspektiven) - nämlich der Blick von China nach Westen. Andersherum wäre es - vermute ich (glaube ich) - anders.

Nehmen wir den Satz von Hagens "Iß nicht so viele Kirschen, du verdirbst dir den Magen". Dieser Satz beschreibt eine Begrenzung, und zwar eine körperlich vorgegebene. Mein Körper setzt mir Grenzen, meine Erfahrung erzählt mir etwas über das, was geschieht, wenn ich zu viele Kirschen esse und der Satz "man bekommt Bauchweh von zu vielen Kirschen" ist *wahr*, er stimmt, auch wenn jemand das (im systemischen oder protestantischen Sinne) bezweifelt (denn wenn die einzige Gewißheit, an die man glaubt, der Zweifel wäre, dann wäre auch dies ein Satz, der für sich beanspruchte *wahr* zu sein, abgesehen davon, daß fortwährendes Zweifeln – *Zwei-fel* (!), um Samuel Beckett zu zitieren – die Mundwinkel nach unten zieht). Wenn ich die Idee habe, daß ich mich über die körperlichen Vorgaben beim Konstruieren meiner individuellen Kirschenwirklichkeit hinwegsetzen kann, wird mir mein Körper schon erzählen, wie er dazu steht und das Bauchweh spüre ich auch ohne soziale Mitkonstrukteure.

Da kann ich Eder nur Recht geben - denn sein Körper nimmt Einfluss auf sein Befinden. Wobei offen bleibt, was genau gemeint sein könnte, wenn es heißt „zu viele Kirschen“. Anders gesagt - ich glaube, dass Aussagen eben immer Aussagen von Personen (BeobachterInnen) bleiben, also immer subjektiv. Sie - die Aussagen - bewähren sich gelegentlich in der „Welt da draußen“, was dann nicht damit verwechselt werden sollte, dass sie „wahr“ werden. Insofern, glaube ich, lässt sich darüber kaum streiten - allenfalls lassen sich Unterschiede konstatieren, würdigen und in möglichen Konsequenzen reflektieren. Wobei die angedachten möglichen Konsequenzen dann wieder etwas über mein persönliches „Wertesystem“ zum Ausdruck bringen, was wiederum Anlass für Reflexionen sein kann etc. Das ist für mich die praktische Konsequenz des Satzes (der deshalb nicht wahr ist, den ich allerdings schätze) „Systeme steuern sich durch Rückmeldungen (i.S. von Inputs), wobei „steuern“ in meinen Augen nicht verwechselt werden sollte mit „zielgenau“.

Es gibt u.a. zwei Sorten von Träumen, die Menschen wohl zu allen Zeiten hatten: den vom Fallen ins Bodenlose, den zweiten vom Fliegen.

Was macht mich sicher, dass ich zwischen „Wahrheit“ (Traum) und „Wirklichkeit“ (Schlafen oder Wachen), unterscheiden kann? Auch das könnte eine Illusion sein - darauf hat z.B. Maturana immer wieder hingewiesen.

Die erste Sorte Traum ist beängstigend, wir fallen ins Bodenlose, ohne gehalten oder aufgefangen zu sein. Die zweite Sorte Traum beschert dem Träumer ein Gefühl von Freiheit und Unbegrenztheit. Ich nehme an, daß auch meine systemischen Kolleginnen und Kollegen diese beiden Traumsorten kennen und sie genauso bewerten.

Eine interessante Setzung von Eder. Wenn ich falle, dann kann es passieren, dass ich lande - anders gesagt: endlich wieder festen Boden unter den Füßen. Und wenn ich fliege, kann ich mir nicht sicher sein, ob der Flug anhält und ich stürze.

Anders gesagt - es gibt viele Setzungen. Und - auch das kenne ich - manche erinnern sich nicht daran, jemals zu träumen.

Ohne dies genauer auszuführen, scheint das Fallen ins Bodenlose einer allgemeinen menschlichen Erfahrung oder Urangst zu entsprechen, das Davonfliegen dagegen entspricht einer Sehnsucht oder Erfahrung von Freiheit, einem Gefühl, das sich im Traum symbolisch verdichtet. Das bedeutet: bodenlos sein, nach unten fallen, ist unangenehm, die eigenen Flügel ausbreiten und davonfliegen ist angenehm. "Oben ist mehr bzw. besser" ist eine der zentralen Aussagen der Metapherntheorie von George Lakoff. Der DAX hat einen *Höhenflug*, die Aktienkurse *stürzen ab*, und wenn man *niedergeschlagen* ist, also *depressiv*, ist man *unten* und man wünscht sich, daß es bald wieder *aufwärts* geht und sich neue *Hochgefühle* einstellen. Ich behaupte, das gilt auch für Systemiker. Ob bewußt oder unbewußt, Steve de Shazer hat seine Lösungsskalen nach diesem Prinzip gestaltet. Es ist sinnvoll, Patienten, die von ihren Vorbehandlern dazu angeleitet wurden, Angst- oder Schmerztagebücher zu führen, bei denen der höchste Wert der meisten Angst (dem meisten Schmerz) entspricht, anzuregen, die Skalen umzudrehen: der höchste Wert ist die wenigste Angst (der wenigste Schmerz). Dies folgt dem Prinzip "oben ist mehr" und trägt, so interpretiere ich meine Erfahrung aus Therapien, dazu bei, daß Patienten sich mehr auf Lösungen denn auf die Angst (den Schmerz) fokussieren.

Ja - SystemikerInnen und KonstruktivistInnen beachten den Kontext - in einer sozialen Wirklichkeit (Konstruktion), in der mehr als besser gilt, könnte es nützlich sein, die Skalenwerte so zu benennen. Es könnte aber auch andersherum sein ... und so Selbstverständlichkeiten fragwürdig zu machen. Und meist gibt es mehr als zwei Möglichkeiten ... glaub ich.

Phänomene unserer Erfahrung und auch die Sprache dafür, so sollte in Kürze gezeigt werden, orientieren sich an einer Grundmatrix, die vorgegeben ist, einer Art *A priori*, wie Kant es für die Zeit und den Raum als vorgegebene Prinzipien der Erkenntnis behauptet hat. Der Körper,

unsere Körperlichkeit wäre folglich ein Bedeutungsspendender, der Erfahrung und Sprache vorstrukturiert. Und auch wenn jemand diese These *weit von sich weist*, hat er oder sie damit eine mentale und sprachliche Operation vollzogen, die er (sie) nur mit Bezug auf den eigenen Körper tätigen kann. Denn: Gedanken und Gefühle kennen, da sie nicht-physischer Natur sind, keine räumliche Ausdehnung.

Auch das scheint mir eine interessante und diskussionswürdige These. Nicht mehr und keinesfalls weniger.

Insofern - danke, Lothar Eder!